

Hamburger

China-Notizen

– Von einem nächtlichen Schreibtisch –

NF 865

25. Februar 2014



Ein Spiegelgedicht

Wer Genaueres über die frühen chinesischen Bronzespiegel herausfinden möchte, der muß auch die literarische Überlieferung heranziehen, vor allem die Gedichte. Ein frühes Kurzgedicht über einen verstaubten Spiegel, das aus vier Versen mit je fünf Schriftzeichen besteht, besagt in Übersetzung:

Der klare Spiegel glich dem hellen Monde,
doch liegt er lange schon in seinem Kästchen.
Warum soll er die beiden Schläfen zeigen,
da sie doch nur dem Herbstflaum ähneln?

Das poetische Subjekt, ob Mann oder Frau, scheut den Blick in den Spiegel, da es in ihm vor allem durch die ergrauten Schläfenhaare an den eigenen Lebensherbst erinnert würde. – Als Herbstflaum werden die weißen Flugsamen mehrerer Pflanzen bezeichnet.

Yü Hsin (513-581), der dieses Gedicht schrieb, vergleicht einen Spiegel also dem Mond, nicht etwas der Sonne- und zu diesen beiden mit Spiegeln verbundenen Assoziationen ließen sich frühere Notizen zu diesem Thema vergleichen. Auch in der westlichen Literatur begegnen Spiegel häufig als Motiv, vor allem jedoch bei Autoren, die als manieristisch gelten, als eher feingekünstelt. Eine solche Haltung beim Dichten zeigt auch Yü Hsin oft. Noch deutlicher zeigt

derlei ein Gedicht, dessen Vers „Hohe Stufen ließen diesen Quell aufstieben“ bedeutet, der aber – das Mittelchinesische leicht verkürzt geschrieben – wie folgt lautet: „kau kai kjei kiek kan (?).“ So geht es das ganze Gedicht, das zwanzig Wörter umfasst, weiter: Alle Wörter beginnen mit einem scharf klingenden k, und viele enden auch mit einem k. Wie ein fortwährendes Stakkato klingt dieses Gedicht, und nicht wenige andere Gedichte von ihm weisen ähnlich ungewöhnliche formale Elemente auf. Leider hat sich die westliche Sinologie bisher kaum für Yü Hsin interessiert, obwohl er der vielleicht bedeutendste Dichter seines Jahrhunderts war.

Das Leben von Yü Hsin zerfällt in zwei Teile, die sich stark zu unterscheiden scheinen. Das Jahr 554 bildet die Scheidegrenze. In diesem Jahr wurde Yü Hsin, aus der Hauptstadt der Liang-Dynastie im Süden als Gesandter nach Ch'angan, damals Hauptstadt der Dynastie der Westlichen Wei, geschickt, dort aber festgehalten. Zwar litt er auch dort keine materielle Not, doch er verzehrte sich in Sehnsucht nach dem Süden, die er in einem großen Gedicht „Poetische Beschreibung meiner Trauer wegen des Gebiets südlich des Chiang“, was der alte Name des Yangtse, des großen Stroms in Chinas Süden, ist.

Vor seiner Gesandtschaft und Festsetzung hatte Yü Hsin, Sohn eines hohen Würdenträgers, am Kaiserhof der Liang ein glanzvolles Leben geführt. Hoch angesehen war schon sein Vater gewesen, doch das Kaiserhaus der Liang förderte Literatur und Kunst, und mehrere Mitglieder des Kaiserhauses zeigten sich sogar als beachtenswerte Poeten.

Wichtigstes Thema aller Dichter am Liang-Hof war das Liebesverlangen in allen möglichen Spielarten, doch meist in lockeren Gestimmtheiten. Leicht frivol klingen diese Verse oft, doch manche kokettieren auch lediglich mit einer Stimmung. Als Palaststil wird der Tenor dieser Gedichte häufig gekennzeichnet, doch auch als Yü/Hsü-Stil, denn Yü Hsin und sein Freund Hsü Ling waren Meister in dieser Art zu dichten, doch – gleichsam wie im Spiel – erprobten sie auch formale Neuerungen, wie oben angedeutet.

Da läßt sich nachvollziehen, daß Yü Hsin im kargen Norden den heiteren Süden vermißte. So ließe sich wohl annehmen, daß dieses Spiegelgedicht aus seiner späteren Zeit, der im Norden, stammt. Aber man soll nicht, was leider oft geschieht, ein chinesisches Gedicht ohne weiteres auf die Biographie seines Verfassers beziehen. Oft haben, zum Beispiel, nachweislich Dreißigjährige mit ihrem Greisentum kokettiert. Das tat vielleicht auch hier Yü Hsin in seiner Zeit am Liang-Hof, wenn er bei diesen Versen nicht eine ganz andere Person im Sinn hatte.